Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Sie hat mich gern, weil ich ein so unmenschlich guter und netter Kerl bin. Daß ich so unmenschlich gut und nett bin. Wer hätte das gedacht. Ich selbst am allerwenigsten.

Am folgenden Morgen beim Frühstück machte der mürrische Ernst dem Meister eine Szene. Wenn der Meister ihm nicht eine andre Schlafstube anweisen könne, müsse er sich „fremd machen." Mit Hans Stieper wolle er die Kammer nicht länger teilen. Der habe ihn so recht in der Nacht aus dem tiefsten Schlaf, so zwischen zwölf und ein Uhr, geweckt, ihn gefoppt und ihn einen unmenschlich guten und netten Kerl genannt. Das brauche er sich nicht gefallen zu lassen.

Wenns weiter nichts ist! unterbrach ihn Hans. Meinetwegen soll Meister keinen Gesellen verlieren. Ich nehm alles zurück: Du bist kein unmenschlich guter und netter Kerl!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von Taku bis Taku. Nachdem die Befestigungen an der Mündung des Peiho dem Erdboden gleich gemacht worden sind, sind auch die deutschen Truppen der Mehrzahl nach mit dem Panzergeschwader, das in China notwendig war, wieder auf der Rückkehr in die Heimat. Was für ein Gerede hat nicht die Beteiligung Deutschlands an diesem Kriege in den Zeitungen hervorgerufen! Da war von dem, was der Kaiser anzuordnen für gut befand, eigentlich nichts recht, und gleichwohl ist der Zeiger auf dem Zifferblatt, wenn auch langsam doch stetig, besonders durch den von Deutschland ausgeübten Druck bis an den Punkt geschoben worden, wo das Uhrwerk zwölf schlägt.

Zuerst, als die Nachricht von der Ermordung des deutschen Gesandten die Welt in Aufregung versetzte, und das mannhafte edle Wort des Kaisers die volle Sühne verlangte. War diese Forderung nicht provokant, mußte sie andrerseits nicht hinter dem zurückbleiben, was thatsächlich von dem fernen, durch die Zwietracht der Mächte auf ungeradem und durch heimliche Hilfe auf geradem Wege unterstützten China herausgedrückt werden konnte? Dieselben Blätter, oder wenigstens dieselben Parteien, die es im Jahre 1870 dem verantwortlichen Leiter der deutschen Politik zum schwersten Vorwurf gemacht hatten, daß er die Chamade zur Fanfare umgestaltet hätte, waren jetzt ebenso entrüstet, daß bei dieser Gelegenheit der kaiserliche Mund selbst zum Sturme geblasen habe. Natürlich, die Fälle sind verschieden, und hier war ein solcher, daß ein Minister am Platze sein mußte, der die Fanfare zur Chamade umdichtete.

Was wollte denn dieses Deutschland? Niemand hatte es zum Heerrufer im Weltstreite bestellt, und aus sich selber heraus konnte es den Anspruch darauf erst recht nicht erheben. Wenn man auf dem einen Beine hinkt, kann man nicht in einen Wettlauf, der um die Welt geht, eintreten, oder die wilde Jagd schiebt den Aufdringling unter Hohnlachen beiseite. Von den Philippinen her mußte den Deutschen die Schadenfreude der Amerikaner noch in den Ohren klingen, und nun wollen wir gar im Reiche der Mitte den Takt zu der Musik angeben, die hier aufgespielt werden soll? Wenn du nicht willst, daß deine Gesandten ermordet werden, so laß deine zudringliche Nase von dem Speck weg, den die Chinesen in ihrer Falle hängen haben. Innerhalb ihrer großen Mauer, so wollen es die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Chinesen, hat niemand etwas zu suchen, und wenn schon eine Ausnahme statthaft ist, so kann sie nur zu Gunsten der Engländer und Russen, höchstens auch der Franzosen gemacht werden, die alle ein historisches Recht darauf haben.

Den großen Worten entsprang sehr zum Verdruß der besser wissenden die Vorbereitung großer Thaten. In einem Teile der radikalen Presse verstieg sich der Ton der Kritik, die an den Maßnahmen der Regierung geübt wurde, zu der Schärfe des Ausdrucks, der an die Konfliktsjahre erinnerte. Von dem Gespenst der bleichen Furcht, das sogar in den Reihen der national gesinnten Parteien einherschlich, soll hier gar nicht die Rede sein, aber je weiter von links her das Urteil kam, um so deutlicher lautete es dahin, daß dem Weltmachtspielen ein jähes Ende bevorstehe. Da man es ihm selber nicht bereiten konnte, so war die Vaterlandslosigkeit groß genug, die Hoffnung durchblicken zu lassen, daß die wirklichen Weltmächte sich des Dings annehmen möchten. Oder war das Ausmalen der Spannung, die die Welt auseinander ziehn sollte, nicht ein direkter Hinweis darauf, daß sich Deutschland an dem in China aufbrodelnden Hexenkessel nicht bloß die Finger verbrennen werde?

Wie viel Schiffe, Mannschaften und Landtruppen man in einem Kriege wie dem chinesischen nötig habe, darüber die Entscheidung zu treffen, sollte man vernünftigerweise denen überlassen, die die Sache zu machen haben und deshalb die Verantwortung tragen. Anderwärts geschieht das auch, und es giebt sogar Länder, in denen dem Volk in der angegebnen Richtung nicht leicht zu viel gethan werden kann. In Deutschland aber ist das anders, da weiß man ganz genau, wo das zu wenig aufhört und das zu viel anfängt. Das hängt mit unsrer Geschichte zusammen, die an allen Ecken und Enden den Beweis liefert, welchen glorreichen Anteil die linksliberalen Parteien an dem Aufbau des neuen Deutschen Reichs genommen haben!

Eine ganze Panzerdivision mit den dazu gehörigen großen und kleinen Kreuzern und mit dem, was an Torpedobooten nötig war! Das war allerdings eine imposante Entfaltung unsrer Marinestreitkräfte, an die man nicht gewohnt war, und wenn ein Patriot still und bange für sich über den Fall nachdachte, so hatte er alle Ursache dazu. Aber wenn Leute von der Seite, auf der das Streichen an den Flottenforderungen unsrer Regierung seit dreißig Jahren chronisch war, sich in die Sache mischten und bedenklich fragten, was bei einer so starken Entsendung aus der Verteidigung unsrer Küsten werden solle, so war nichts natürlicher als die Gegenfrage, was gerade sie denn zu einem so vielstimmigen Geschrei berechtige. Wenn nicht seit Jahrzehnten mit der größten Suffisanz des Besserwissens die notwendigsten Posten von der Liste der Forderungen abgesetzt wurden, dann fehlten jetzt die nötigen Schiffe weder zu dem einen noch zu dem andern Zwecke.

Wenn in früherer Zeit bei irgend welchen festlichen Veranlassungen in Italien, England oder sonstwo die fremden Mächte ihre Panzerkolosse zur Schau auffahren ließen, dann konnte man sich wegen der Bescheidenheit der deutschen Vertretung in höhnischem Spott nicht genug thun. Hier war es umgekehrt: Hohn und Spott wegen einer Machtentfaltung, die übers Können hinausging und doch nicht ausreichte, wenn das Weltkonzert in die Brüche ging. Deutschland brauchte, lahm an dem einen Beine, wie es immer noch ist, nicht in die Zirkel hinein zu treten, die die großen Mächte um die Erde herumziehn. Ist dieses gewagte Hinaustreten in eine Welt, wo die Kreuzwege durcheinander laufen, und Peter die fremden Menschen nicht kennt, mit der sich selbst bescheidenden Weisheit vereinbar, die einstmals von den Lippen des größten Staatsmanns kam? Die Knochen des pommerschen Grenadiers sind vielfach zitiert worden, aber daß sie noch einmal von denen ins Gefecht geführt werden würden, die bei des Fürsten Bismarck Lebzeiten von seiner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

staatsmännischen Überlegenheit nichts wissen wollten, das hätte sich so leicht keiner träumen lassen, der auf die Worte des ersten Kanzlers etwas gab, und am wenigsten dieser selbst.

Die Interessen, die Deutschland auf der Balkanhalbinsel zu vertreten hatte, sollten nicht das Blut eines einzigen deutschen Soldaten wert sein, und nun wird gar eine ganze, 24000 Mann starke Division dieses kostbaren Materials nach China verschifft. Die Zeit ist aus den Fugen, und es ist etwas faul im Staate Dänemark. — Kann das jemals gut gehn, wenn so viel kostbares Blut und so viel teures Kapital auf eine so faule Nummer gesetzt wird? — Aber Freiwillige vor! — und niemals ist ein Wechsel, den Seine Majestät auf die treue Gesinnung seines Heers gezogen hat, prompter honoriert worden. Auch kann seine Regierung keinen schlagendern Beweis für die Richtigkeit ihrer Politik bringen, als die Antwort, die die Armee auf die Freiwilligenforderung durch ganz Deutschland hin gegeben hat. Denn mit der abgegebnen Erklärung ist nicht bloß der Soldat, sondern das ganze Volk vor die Front getreten.

Für die besten Soldaten paßten nur die besten Offiziere und der beste Oberstkommandierende. Daran hätte man sich halten sollen, um sich zu erklären, wie nur die Wahl eines Mannes an die Spitze der verbündeten Heeresmassen möglich war, wie der Graf Waldersee ist. Wer sichs hinterher überlegt, muß sagen, daß nichts andres gethan werden konnte: Kaiser Wilhelm konnte vielleicht einen andern, ebenso guten, aber keinen bessern General in Vorschlag bringen. Aber nicht daran hat man sich so sehr gestoßen, wie an der Initiative des Kaisers überhaupt, in der wie in allem, was von Deutschland ausging, ein gefährliches provokatorisches Hinaustreten aus den ihm gebührenden Grenzen gesehen wurde.

Lassen wir alles andre beiseite, und erinnern wir uns bloß, mit wie wenig Witz und wie viel Behagen ein Teil der deutschen Presse den „Weltmarschall" nach Ostasien hin begleitet hat. Nun hat sich das, was ein schnödes Wortspiel war, in die wirkliche Wahrheit verkehrt. Die deutschen Soldaten haben mit Stolz den Scherz in aller Form acceptiert. Denn sie haben unter Waldersees Führung nicht nur die Ordnung in China mit den Soldaten der übrigen Welt wiederhergestellt, sondern diese haben auch mit den Deutschen vor dem deutschen Marschall in Parade gestanden. Das ist zwar nur eine militärische Form, aber sie bezeichnet besser als alles andre den gegenwärtigen Stand der Dinge. Die gemeinsame Aktion ist mit dem besten Erfolge und in so guter Manier zu Ende geführt worden, wie man unter den obwaltenden Umständen nur wünschen kann. Der Krieg ist vorbei, was noch zu thun ist, mag den Diplomaten überlassen werden.

Im Juli, nicht ganz ein Jahr, nachdem er sich auf den Befehl seines kaiserlichen Herrn nach Ostasien eingeschifft hat, wird der Generalfeldmarschall von Waldersee wieder in Deutschland sein. Zu derselben Zeit ungefähr werden auch die großen Panzer in ihre heimatlichen Häfen wieder einlaufen, und auch drei Viertel von der Division, die in China gekämpft hat, werden den heimischen Quartieren zurückgegeben sein. Was die zurückkehrenden Truppen zur See und im Felde mit Tapferkeit und Disziplin geleistet haben, gehört von jetzt der Kriegsgeschichte an, was sie für das Vaterland errangen, kann noch auf keiner Wagschale gemessen werden. Jedenfalls haben sie alle Befürchtungen, die an die chinesische Expedition geknüpft wurden, zu Schanden gemacht, und wenn auch die moralischen Erfolge, mit denen sie zurückkehren, sich einer exakten Wertschätzung entziehn, so stehn sie doch den besten gleich, was jemals deutsche Soldaten im Dienst für König und Vaterland gethan haben. Was aber die materiellen Vorteile anlangt, die der glücklich vollendete Krieg bringen soll, so kann Deutschland ihre Einheimsung so gut abwarten wie irgend ein andres Land.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Italien und der Dreibund. Im „Reichsboten" vom 9. Juni hat sich „einer" über unsern Artikel „Italien und der Dreibund" offenbar schwer geärgert. Der „gute Herr" hat ganz übersehen, daß dieser Artikel im wesentlichen eine italienische Stimme aus einer der angesehensten italienischen Zeitschriften, der Nuova Antologia, wiedergab, und er scheint auch gar nicht zu wissen, daß die dort ausgeführte Ansicht, eine Erneuerung des Dreibundes sei nur im Verein mit günstigen Handelsverträgen möglich, im italienischen Parlament mehrfach geäußert worden ist. Da ein Vertrag bekanntlich eine zweiseitige Sache ist, so schien uns die in Italien herrschende Meinung beachtenswert genug, deutsche Leser darauf aufmerksam zu machen. Erst die jüngsten Parlamentsdebatten in Rom, namentlich die Erklärungen des Ministers des Auswärtigen, Prinetti, der als Abgeordneter übrigens ganz anders gedacht hat, können die ausgesprochnen Befürchtungen entkräften, und man kann annehmen, daß die Erneuerung des Dreibundes, der Italien den ihm so dringend nötigen Frieden solange erhalten hat, nunmehr wohl sicher zu erwarten ist.

Litteratur

Die Schweiz. Von dem Prachtwerke: Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert, dessen ersten Band wir im dritten Bande des Jahrgangs 1899 der Grenzboten Seite 582 ff. ausführlich besprochen haben, ist nun endlich der dritte und letzte Band erschienen. Er behandelt: Landwirtschaft, Industrie und Handel, Arbeiterbewegung und Sozialismus, die Genossenschaftsbewegung, die Verkehrswege, Hygieine, Werke der Menschenliebe, die Nationalfeste, den Alpinismus, die gute alte Zeit und das moderne Leben, Finanzen und Bevölkerung. In einem allgemeinen Überblick: Die Schweiz im Jahre 1900, liefert Paul Seippel u. a. manche dankenswerten Ergänzungen der Abhandlung Hiltys über das schweizerische Staatsrecht im ersten Bande. Die Vergleichung des modernen Lebens mit der „guten alten Zeit" fällt nicht überall und unbedingt zu Gunsten des ersten aus. Auch diesen dritten Band ziert reicher und guter Bilderschmuck.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 60. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern. Unsre Freunde und Leser bitten wir, sich die Verbreitung der Grenzboten angelegen sein zu lassen.

Leipzig, im Juni 1901

Die Verlagshandlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG